
Das Glück der Gleichgültigen?

Dominik Terstriep / Stockholm

Empfiehl man einem Schweden Indifferenz, erntet man nicht selten fragende Blicke oder Kommentare. Wie, Gleichgültigkeit? Leichthin die Achseln zucken, nicht stehenbleiben, sondern weitergehen? Keine Stellung beziehen, wo doch das Christliche sooft mit der Forderung nach Entscheidung verbunden wird? „Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15) Nicht die Schwebelassen oder den Panzer der Unempfindlichkeit abwerfen? Indifferenz, christlich-ignatianisch verstanden, braucht einiges an Erklärung – wohl nicht nur in Schweden.

Die spontane Reaktion vieler Menschen macht den ignatianisch geschulten Geist zugleich auf Schlagseiten der Indifferenz aufmerksam, auf die ihr bisweilen unterstellte Kühle und Unempfindlichkeit. Wenn *Ignatius von Loyola* von Indifferenz spricht, hat er teil an einer Geschichte, die weit in die Antike zurückreicht. Indifferenz wurde und wird immer da aktuell, wo ein Mensch um die Freiheit des Geistes bewusst ringt oder unbewusst besorgt ist. Wo er sich der Frage ausgesetzt sieht: Wie halte ich es mit dem Vielen aus, mit einer Unzahl von Informationen, Ansprüchen, Wahrheiten und Optionen? Indifferenz reagiert auf das Viele: strategisch als kühles Spähen, kalt als unempfindliche Gleichgültigkeit, menschlich-geistlich als gastfreundliche Offenheit für Gott, Mensch und Welt, leidenschaftlich als Wahl des als richtig Erkannten. Indifferenz wird mal Ausflucht, mal anspruchsvolles Suchen und Unterscheiden. Sie kann vorübergehende Schwebelassen sein oder dauerhafte Gleichgültigkeit. Es gelingt ihr, den Differenzen schöpferisch standzuhalten, wenn sie nicht der Gefahr der Vergleichgültigung erliegt. Eine anspruchsvolle Haltung, die gleichermaßen geistliche, geistige, politische, moralische und alltägliche Lebenswelten prägt.¹

Adam, wo bist du?

„Adam, wo bist du?“, „Kain, wo ist dein Bruder?“, rief *Papst Franziskus* am 8. Juli 2013 auf Lampedusa der Weltöffentlichkeit entgegen.² Er wählte als Ziel seiner ersten Reise diese Insel, die von vielen Flüchtlingen erzählt: von den Hunderttausenden, die es auf dem gefährlichen Seeweg aufs rettende Land geschafft ha-

¹ Vgl. dazu D. Terstriep, *Indifferenz. Von Kühle und Leidenschaft des Gleichgültigen*. St. Ottilien 2009.

² http://www.vatican.va/holy_father/francesco/homilies/2013/documents/papa-francesco_20130708_omelia-lampedusa_ge.html (zuletzt abgerufen am 16.01.2014).

ben, und von den geschätzt mehr als 20.000, die auf der Suche nach „ein wenig Sicherheit und Frieden“, nach einem „besseren Ort für sich und ihre Familien“, den Tod gefunden haben. Diese biblischen Fragen sind nicht nur an die individuelle Verantwortung jedes Einzelnen für sich gerichtet („Adam“), sondern auch an jene, den Mitmenschen gegenüber („dein Bruder“). *Papst Franziskus* brandmarkt den Verlust von brüderlicher Verantwortung, das Leben in Seifenblasen, kurz: „die Gleichgültigkeit gegenüber den anderen (...), [die] Globalisierung der Gleichgültigkeit“. Er führt aus: „Wir haben uns an das Leiden des anderen gewöhnt, es betrifft uns nicht, es interessiert uns nicht, es geht uns nichts an!“ Doch diese Gleichgültigkeit, so *Franziskus*, ist nicht unschuldig. Sie macht uns zu Verantwortlichen „ohne Namen und ohne Gesicht“. Der Papst nimmt alle in Haftung. Da gibt es kein Herausreden.

Gut siebzig Jahre früher hat ein anderer Jesuit, *Alfred Delp*, am Beginn des dritten Kriegsjahres und gut acht Jahre nach der nationalsozialistischen Macht-ergreifung und einsetzenden Judenverfolgung eine ähnliche Frage gestellt – aufgrund der politischen Umstände verklausulierter, dennoch deutlich genug für alle, die Ohren hatten zu hören. Am zweiten Adventssonntag 1941 fragte er in St. Georg München-Bogenhausen, „ob wir noch einer echten Erschütterung fähig sind oder ob das so bleiben soll, dass wir tausend und tausend Dinge ansehen, dass wir wissen von den, und wissen von jenen Dingen, die uns nicht schmecken, von Dingen, von denen wir wissen, sie sollen nicht sein und sie dürfen nicht sein und dass wir uns an all das gewöhnen. An was haben wir uns schon gewöhnt im Lauf der Jahre, im Lauf der Wochen und Monate und stehen unerschüttelt da, ungerührt, innerlich unbewegt!“³

„Verteidigung“ der Gleichgültigen

Zweimal also steht sie da, die Anklage über die globalisierte Gleichgültigkeit; beide Male unter dem Eindruck extremer Situationen. Man nickt zustimmend. Ja, so ist es! Wir lassen uns in der Regel nicht oder zumindest nicht lange erschüttern vom Elend der Welt, das uns durch die Medien täglich ins Haus geliefert wird. Hören wir die Worte des Papstes oder *A. Delps*, wird sich das Gewissen der empfindlicheren Geister womöglich regen, aber auch sie gehen wie die Meisten rasch zur Tagesordnung über. Wahrscheinlich müssen sie es. Wie sollten sie sonst überleben in einer Welt, in der fast alles in Echtzeit und gleichzeitig auf sie hereinbricht? Wo Banales, wie Daily Soaps, und Erschreckendes, wie das Flüchtlingselend im Mittelmeer, bruchlos nebeneinander stehen? Wo

³ A. Delp, *Gesammelte Schriften Band III: Predigten und Ansprachen*. Hrsg. v. R. Bleistein. Frankfurt a.M. 1985, 47.

die Masse der Facebook-Freunde bedient und das eigene Profil gefüttert werden soll? Alles scheint gleichgemacht, gleichgeschaltet und verschwommen: Eigenes und Fremdes, Privates und Öffentliches, Reales und Fiktives, Information und Unterhaltung. Über den Bildschirm rückt uns alles auf den Leib und zugleich weit weg.

Die Reaktion auf die Medien- und Informationswelt, ohne die die meisten Menschen weder leben können noch wollen, zeigt sich auf anderen Lebensgebieten in ähnlicher Weise, etwa in Sexualität, Wirtschaft, Politik und Religion: das Zuviel an sexuellen Reizen und Erlebnissen, das zu sexueller Apathie führt; persönliche und finanzielle Überforderung durch Waren, Enttäuschung über politische und religiöse Visionen oder Verheißungen. Schließlich wird v. a. in sozialen Berufen stets Professionalität verlangt, was bisweilen heißt: Haltet euch die Pflegebedürftigen, Kranken oder Schüler um eurer selbst willen vom Leib! Seid gleichgültig!

Die Aussage eines Anderen nicht zu verurteilen, sondern zu retten, lautet einer der weisen Ratschläge von *Ignatius* (vgl. EB 22). Vielleicht gilt das auch für Verhaltensweisen, die, vom Evangelium her betrachtet, auf den ersten Blick fragwürdig oder gar anstößig sind. So sehr man *Franziskus* und *A. Delps* Worten zustimmen mag, so kommt man dennoch nicht umhin, sie als zu pauschal zu empfinden. Prophetische Worte müssen das wohl sein, aber vielleicht darf man die Gleichgültigen auch „retten“. Sie schützen sich fast instinktiv, um nicht im Vielen unterzugehen. Nicht erst in der Medienwelt, sondern schon in der Stadt mit ihren Verdichtungen geht es wohl nicht ohne ein gewisses Maß an Gleichgültigkeit, da man angesichts der vielen Reize und Ereignisse ansonsten unterginge.

Menschen vermeiden „Körperkontakt“ mit der Wirklichkeit, um nicht allzu sehr von ihr berührt zu werden, nehmen Abstand, während sie mit allem und allen in Verbindung stehen. Der große Traum von der vereinten Menschheitsfamilie, einer ständig kommunizierenden Gemeinschaft, kann auch zum Albtraum werden. Wie viel „Körperkontakt“ verträgt der Mensch? Wo verläuft die Grenze zwischen Schutz im Sinne der legitimen Selbstsorge („... wie dich selbst“) auf der einen Seite und Berührbarkeit auf der anderen? Wie kann man in Extremsituationen überleben? Wo bleibt der Mensch er selbst, das weiter nicht Teilbare und Mittelbare?

Offene Scheunentore

Das Gegenbild zum Menschentyp, der sich schützt vor zuviel Wirklichkeit, könnte *Reinhold Schneider* in *Winter in Wien* sein. Er lässt bei seinem Besuch im Naturhistorischen Museum wie durch weit geöffnete Scheunentore alles, restlos

alles in sich hinein – und droht dabei zugrunde zu gehen. Nicht das kleinste grausame Detail in der Natur, das auf Egoismus und Zerstörung hinweist, entgeht ihm. Das Naturhistorische Museum wird zu einer „Kathedrale der Sinnlosigkeit“:

„Erinnern wir uns nur der alltäglichen, schon oft erzählten Geschichte von den im Gedärme gewisser Vögel lebenden Schmarotzern, deren Eier durch den Kot sich in Schnecken einschleichen; in diesen wachsen sich die Keime zu Schläuchen aus, die in die Fühler vordringen; in den aufdunsenden Fühlern entwickeln sie ein anreizendes Farbenspiel und ebensolche Bewegungen; das lockt die Vögel an, die Fühler abzureißen; so kommen die Parasiten wieder an ihren Platz. Und immer wachsen der Schnecke wieder Fühler, und immer werden sie abgerissen; die Schnecke ist nur Herstellerin der Zerstörer, die sie und die Vögel zerstören; ohne Myriaden von Zerstörern zu beherbergen, ohne von ihnen sich bedienen zu lassen, könnte kein höherer Organismus bestehen; ohne sie könnte auch der Geist sich nicht aussagen. Und was sind nun Liebe und Schönheit?“⁴

Die Frage nach der Indifferenz in Gestalt der Gleichgültigkeit lässt sich vor dem Hintergrund dieser beiden entgegengesetzten Haltungen – die modernen Gleichgültigen und *Reinhold Schneider* – vielleicht so zuspitzen: Wie viel Offenheit oder auch Beziehung verträgt ein Mensch? Wie kann jemand bewusst oder unbewusst Manches ausblenden und zugleich berührbar bleiben, sich treffen lassen von einer Wahrnehmung, die ihn persönlich angeht? Eine Antwort auf diese Fragen wird nicht allgemein zu finden sein, nicht als objektives Maß, sondern gemäß dem je individuellen Vermögen.

Ein trinitarisch imprägniertes Gottesbild und dessen Mystik vermitteln die beiden Dinge ineinander, das Relationale und Individuelle. Dort werden sie nicht zu einander ausschließenden Größen. Im dreifaltigen Gott hat der Einzelne als solcher Raum, ohne beziehungslos zu werden. Er wird weder vom göttlichen Geheimnis aufgesogen noch verschwindet er im göttlichen Abgrund, sondern lebt in geeinter Verschiedenheit und unterschiedener Einheit mit und in Gott. Das hat auch Konsequenzen für die Frage nach Berührbarkeit und Abschirmung, Nähe und Distanz.

Zu viel in Drachenblut gebadet

Ja, es stimmt auch, was *Papst Franziskus* und *A. Delp* gesagt haben. Vermutlich haben wir zu viel in Drachenblut gebadet, sind unempfindlich geworden, ja,

⁴ R. Schneider, *Winter in Wien* (Werke Bd. 10). Frankfurt a. M. 1978, 272.

wähnen uns unverwundbar hinter unseren Bildschirmen und an den Knöpfen des Smartphones. Ein paar Konsequenzen dieser „Siegfried-Existenz“ sind bereits angedeutet worden. Vielleicht ist es vor allem die Schwierigkeit, Beziehungen einzugehen; Beziehungen mit Menschen und der Welt, wie sie nun einmal sind, nicht nur mit der erträumten Wirklichkeit; die Schwierigkeit, Nähe zu ertragen, dem Handfesten und Konkreten ausgesetzt, ohne davonzulaufen. Das Heer der Bettler aus Südosteuropa, das im vergangenen Jahr nach Schweden kam, „beweist“ es jeden Tag aufs Neue, wie schwer sich viele tun, konkreter Not zu begegnen, sich herabzubeugen und ihr in den Gesichtern der Menschen ins Auge zu sehen.

Doch irgendwie darf man vermuten, dass jene, die achtlos vorüberzugehen scheinen, so unverwundbar nicht sind. Das Lindenblatt verdeckt zwar diskret die offene Stelle, ohne sie jedoch zu verschließen. Und manch einer ist an dieser empfindlichen Stelle getroffen und quält sich mit der Wunde. Am schutzlosesten wohl mit Elementarem wie dem Wunsch nach Anerkennung und Macht, Essen und Trinken, Sexualität, kurz: mit dem Wunsch oder Drang, zu leben.

Vielleicht darf man noch einen Schritt weitergehen und fragen, ob nicht manch einer wünschte, verwundet zu werden, da er eingeschnürt in seinen Panzer ansonsten den Erstickungstod erlitte. Der Gleichgültige ist wahrscheinlich nicht glücklich in seiner Trutzburg. Sehnt er sich danach, ohne Panzer und Schild der Gleichgültigkeit schutzlos der Wirklichkeit ausgesetzt zu sein im Vertrauen, dass sie nicht tötet, sondern leben lässt? Es ist die Sehnsucht, die die schwedische Dichterin *Karin Boye* im Gedicht *Jag vill möta – Ich will begegnen* 1935 in Worte fasst: „Gerüstet, gerade und wie in Panzer geschlossen, / ging ich voran. / Doch der Panzer war aus Schreck gegossen und aus Scham. / Ich will abtun meine Waffen, / Schild und Schwert. / (...) Kraftvoll ist das zarte Leben, / mehr als Stahl, / allem schutzlos preisgegeben / ohne Wahl. / (...) Frühling tagt in Wintergegend, / wo ich fror. / Ich will den Lebensmächten begegnen / waffenlos.“⁵

Vertrauen in den gütigen Gott – Grundvoraussetzung christlicher Indifferenz

Reinhold Schneider verzweifelte angesichts des grausamen Gesetzes des Fressens und Gefressenwerdens. Er konnte in Gott nur noch den „Keltertreter“ sehen. Erfahrung kann einseitig machen und – mit dem Etikett des Unabweisbaren („ich habe es selbst erfahren“) versehen – etwas Absolutes und Ausschließendes bekommen: So ist es und nicht anders! Gerade wenn es um Leiderfahrungen

⁵ K. Boye, *Ja visst gör det ont. Dikter i urval*. Lund 2012, 69 [Übers. d. Verf.].

geht, kann, ja, darf man sie kaum abweisen. Die Erfahrung hat ihr Recht, kann aber auch in einen größeren Kontext gestellt werden.

Versucht man sich an einem christlichen Begriff der Indifferenz, sind nicht nur unsere Sprache, sondern auch unsere Erfahrungen am Grundbestand des Glaubens „gegenzuprüfen“. Ein Grundbestand dieses Glaubens ist das Vertrauen auf den Gott, der nicht nur Leben schafft, sondern sich als der erweist, der das Leben dieser seiner Schöpfung unbedingt will. Das könnte der rote Faden von der Genesis bis hin zur Apokalypse sein. Christlich verstandene Indifferenz geht von dieser uns von außen, „objektiv“ gegebenen Mitteilung aus, dass der Gott Jesu Christi kein zynischer Gott ist, der mit den Menschen spielt, sondern einer, der Leben in Fülle schenkt (vgl. Joh 10,10).

Ignatius von Loyolas „Prinzip und Fundament“ oder: der Torwart

Deshalb kann *Ignatius* im *Prinzip und Fundament* kühn und provozierend fordern, sich indifferent zu machen: „Wir sollen also nicht unsererseits mehr wollen: Gesundheit als Krankheit, Reichtum als Armut, Ehre als Ehrlosigkeit, langes Leben als kurzes und genauso folglich in allem sonst, indem wir allein wünschen und wählen, was uns mehr zu dem Ziel hinführt, zu dem wir geschaffen sind“ (EB 23). Alles kann dem Menschen zur Erreichung seines Zieles, des Heils, dienen. Alles erhält gerade so die ihm eigene Würde, da alle Dinge innerlich zum Ziel gehören, das der Mensch mit ihnen und durch sie erlangt. Alles, was ist, kann zur Epiphanie Gottes werden, zum Sakrament, in dem er sich selbst schenkt. Darum soll der Mensch sich von ihnen berühren lassen und sie begreifen als den notwendigen Raum, in dem sein Verhältnis zu Gott lebendig wird.

Sich indifferent zu machen hieße dann, an Freiheit gegenüber allem, was ist, zu gewinnen, um dann zu wählen, d.h. es anzunehmen oder zu verwerfen, je nachdem, ob es dem Sinnziel des Menschen – Gemeinschaft mit Gott – entspricht oder widerspricht. So oder so setzt sich der Indifferente in Beziehung zu den Dingen, indem er sich ihnen öffnet, sie anschaut und wägt, um dann eine Entscheidung zu treffen; eine Entscheidung, die vom Grundvertrauen in den gütigen Gott getragen ist. Indifferenz kann man so vielleicht am besten mit Gleichmut als innerer Freiheit für das höhere Gut übersetzen.

Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Der Torwart steht in einer gespannten Aufmerksamkeit in der Mitte des Tores. Er beobachtet ganz genau den Spielverlauf und den zum Schuss ansetzenden Spieler. Um die ideale Beobachterposition einzunehmen und für verschiedene Richtungen der Ballbewegung offen zu sein, wird er sich nicht dauerhaft in eine der Ecken stellen, da sein Handlungsspielraum auf diese Weise extrem eingeschränkt wäre, sondern eine Stel-

lung suchen, die es ihm erlaubt, auf möglichst viele Situationen flexibel zu reagieren. Erfasst er, wohin der Ball sich bewegt, verlässt er die Mitte und wirft sich entschieden in eine Richtung, um ihn zu halten. Bliebe er bewegungslos in der Mitte stehen, hätte er seine Aufgabe verkannt; jeder Ball, der nicht gerade auf seine Person geschossen würde, träfe ins Tor. Um des höheren Zieles willen – Gegentore zu vermeiden und so den Sieg der eigenen Mannschaft zu erringen – verlässt er seine Mittelstellung zugunsten einer klaren Option. Der Sprung ist riskant, da er sich getäuscht haben könnte. Doch einfach stehen zu bleiben, wäre das die überzeugendere Alternative? Der Torwart gebraucht seine Freiheit *zu etwas*, alles andere hätte zwar mit potentiellen Alternativen zu tun, die in einer in sich verharrenden, passiv-ruhigen Mitte aber nie zum Zuge kämen.

Der Torwart gleicht also weder den distanzierten Gleichgültigen noch dem zu nahe am Geschehen haftenden *Reinhold Schneider* im Naturhistorischen Museum. Er lässt sich nicht von jeder Ballbewegung berühren, obschon er sie im Blick hat, verlässt seine distanzierte Haltung aber und springt, wenn der Gegner aufs Tor schießt. Da geht es für ihn um Sein oder Nicht-Sein in seiner „Berufung“ als Torwart. Indifferenz gleicht also weder einer Befreiung von allen Neigungen überhaupt (wie es der Buddhismus fordert) noch dem stoischen Ideal der Unberührbarkeit und Seelenruhe (griech. *ataraxía*) oder Freiheit von allen Leidenschaften (griech. *apatheia*). Ihr geht es darum, sich im rechten Moment und vom Rechten berühren zu lassen und dann die Schweben zu verlassen.

Warum nicht?

Man könnte diese Art christlicher Indifferenz gut in der lapidaren Frage: „Warum nicht?“ zusammenfassen; eine Frage, die auch als Untertitel jenes Verkündigungsbild in der Schlosskapelle von Loyola kommentiert, vor dem *Ignatius* in den Wochen vor seiner Lebenswende betete. Maria hält nicht um jeden Preis an ihrer ursprünglichen Lebensplanung fest, sondern ist frei, sich auf das ungewöhnliche Ansinnen Gottes einzulassen. Das erfordert eine gehörige Portion Mut, nicht nur, wenn man sich den möglichen Skandal in jener Zeit vor Augen hält: eine unverheiratete Frau, die unter mysteriösen Umständen schwanger geworden ist. Ebenso ungewöhnlich sind die Größe des „Auftraggebers“ und die Rolle, die das Kind übernehmen soll. Maria stellt sich noch einmal in die indifferente Mitte, wägt Einwände – „Wie soll das geschehen?“ – und verlässt diese Mitte, nachdem sie den Auftrag als das ihr Gemäße erkannt hat: „Mir geschehe nach deinem Wort.“ Sie wird das nur können im Vertrauen auf den Gott, der ihr gut will.

In einer ähnlichen Haltung betet Jesus in Getsemani (vgl. Mt 26,26–46). Dort ringt er sich angesichts des drohenden gewaltsamen Todes zu jener Indifferenz durch, die in den Worten gipfelt: „Dein Wille geschehe.“ Nach Auskunft der Exe-

geten⁶ erzählt Matthäus von Jesus als vom „Gott mit uns“, dem Emmanuel (vgl. Mt 1,24). Dass Gott mit Jesus ist, zeigt sich daran, dass er in der vorgegebenen religiösen Sprache der Psalmen und des Vaterunsers betet. Und der Vater weiß, was seine Kinder nötig haben, wie es im Vorspruch zum Vaterunser heißt (vgl. Mt 6,8). Im Rahmen dieser religiösen Vorgabe bewegen sich auch die Gesten, die das Gebet Jesu begleiten (z.B. das Sich-Niederwerfen). Jesus ist also nicht nur verzweifelt, sondern auch fromm, ein vorbildlicher Beter. Obschon er weiß, dass er sterben muss und es selber angekündigt hat, betet er. Denn er weiß, dass Gott kein „determinierendes Schicksal“ ist, sondern frei und auch bereit, seine Entschlüsse zu ändern. Allerdings stellt er die Bitte unter einen Vorbehalt („wenn es möglich ist“), denn entscheidend ist Gottes Wille. „Jesu Gebet ist ein Akt der Frömmigkeit, des Gehorsams und des Vertrauens und nicht ein Akt der Verzweiflung“.⁷ Bei Matthäus bleiben auch Angst und Verzweiflung von Gott getragen; Jesus war nie ohne Gott. Wenn er der gerechte Gottessohn ist, zeigt sich an ihm modellhaft, was Menschen sein dürfen. Klage und Vertrauen, Bitte und Ergebung in den Willen Gottes bilden die Polarität der Frömmigkeit des Gerechten. Denn Gott lässt den Menschen Mensch sein, ohne ihn mit seiner Vollkommenheit zu überziehen. „Trauer, Angst, Bitte und Klage sind nicht Teil der Schwäche des Fleisches, welche es zu überwinden gilt, sondern Teil der gelebten Gerechtigkeit vor Gott“.⁸ Die Botschaft von Getsemani stellt sich im Licht exegetischer Untersuchungen als eine positive dar. Wir können im Leiden vertrauensvoll zu Gott beten, der jederzeit „mit uns“ ist. Erst so wird Indifferenz möglich.

Gewinn an Freiheit: Etty Hillesum (1914–1943)

Der Gleichgültige, der sich vielem verschließt, will Souveränität zurückgewinnen, wieder Herr im eigenen Haus werden oder sich schlichtweg schützen und überleben, indem er sich das, was auf ihn eindringt, vom Leibe hält. Es geht ihm also letztlich um einen Freiheitsgewinn. Doch dieser Gewinn verkehrt sich in sein Gegenteil, wenn die Gleichgültigkeit zum *Alter Ego* wird. Dann wird der Gleichgültige starr und verliert jene Beweglichkeit, die nötig ist, um sich zur Welt zu verhalten. Die Möglichkeit, Freiheit durch Abstand zu gewinnen, um die Proportionen wieder besser zu erkennen, führt als ständige Haltung zum Verlust der Freiheit. Sie gleicht einer Art selbst gewählter Gefangenschaft.

Die niederländisch-jüdische Studentin *Etty Hillesum* (1914–1943)⁹ verkörpert einen Typ der Indifferenz, der beides kennt und ineinander vermittelt: den

⁶ Vgl. U. Luz, *Das Evangelium nach Matthäus (Mt 26–28)* [EKK I/4]. Zürich 2002, 129–153.

⁷ Ebd., 152.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. *Das denkende Herz. Die Tagebücher von Etty Hillesum 1941–1943*. Hrsg. u. eingel. v. J.G. Gaarlandt. Aus dem Niederländischen v. M. Csollány. Reinbek ²⁴2013.

Abstand vom unmittelbar Erlebten und die Berührung durch die sie umgebende Wirklichkeit. Sie vermag sich in einer gleichmütigen Schwebelage zu halten, um es mit *M. de Montaigne* zu sagen, zu „schaukeln“¹⁰. Sie „schauelt“ zwischen Nähe und Distanz, Offenheit und Verslossenheit, *Reinhold Schneider* und den skizzierten Gleichgültigen. *Etty Hillesum* lässt sich nicht „auffressen“ von der Barbarei der tagtäglichen Judendiskriminierung und deren sich abzeichnenden Vernichtung, nicht vom Egoismus der „Schiffbrüchigen“, vieler ihrer jüdischen Schwestern und Brüder, die rücksichtslos nach einer rettenden Planke greifen.¹¹ Dennoch wird sie nicht gefühllos gegenüber dem Schrecken um sie herum. Sie kann „schaukeln“, weil sie angezogen wird von der Schwerkraft Gottes, vom Vertrauen, dass „das Leben schön und sinnvoll ist“¹². Zugleich will sie sich offen halten für das, was ihr von Gott her zukommt. „Für mich bedeutet Ergebung nicht Resignation oder Entsagung, sondern den Versuch, nach besten Kräften dort zu helfen, wo Gott mich zufällig hinstellt“.¹³

Etty Hillesum ist keine Heldin, will es nicht sein. Sie kennt Anflüge von Verzweiflung, und natürlich will sie leben, hat Pläne für die Zukunft, auch nachdem sie auf die sichere Stelle im „Judenrat“ verzichtet hat, um ihren Brüdern und Schwestern ins Deportationslager Westerbork – und damit in den sicheren Tod – zu folgen. Sie liebt das Leben, ohne an ihm zu kleben. Indifferenz hat in sich immer auch ein Moment der Nicht-Indifferenz, d. h. bei aller Bereitschaft, „kurzes oder langes Leben“ (EB 22) anzunehmen, bleibt der Gleichmütige jemand, der lieber länger lebt als kurz. „Und es ist keineswegs so, dass ich mit einem gelassenen Lächeln geradezu in meinen Untergang hineinrenne, nein, so ist es auch nicht. Es ist ein Gefühl des Unabwendbaren, ein Sich-Abfinden mit dem Unabwendbaren in dem Wissen, dass uns in letzter Instanz nichts genommen werden kann. (...) [Ich] weiß, dass ich mich keineswegs wohl fühlen würde, wenn mir erspart bliebe, was so viele erdulden müssen. Man sagt zu mir: Jemand wie du ist verpflichtet, sich in Sicherheit zu bringen, du hast im Leben später noch viel zu tun, du hast noch soviel zu geben. Was immer ich zu geben habe, das kann ich überall geben, wo ich bin, hier im Freundeskreis oder irgendwo anders in einem Konzentrationslager. Es wäre eine sonderbare Selbstüberschätzung, mich für so wertvoll zu halten, um in einem gemeinsamen ‚*Massenschicksal*‘ mit den anderen unterzugehen. Und wenn Gott der Ansicht ist, dass mir noch viel zu tun bleibt, nun, dann werde ich dies tun, nachdem ich alles durchgestanden habe, was die anderen auch durchstehen müssen. (...) Es geht nicht mehr darum, sich

¹⁰ Vgl. Michel de Montaigne, *Essais*. Übersetzt v. H. Stille. Frankfurt a. M. 21998, 282/r.

¹¹ Vgl. *Das denkende Herz*, 151 [→ Anm. 9].

¹² Ebd., 142.

¹³ Ebd., 138.

¹⁴ Ebd., 148.

¹⁵ Ebd., 147.

selbst um jeden Preis aus einer bestimmten Situation herauszuhalten, sondern darum, wie man sich in irgendeiner Situation verhält und weiterlebt“.¹⁴

Etty Hillesum befand sich in einer Extremsituation, gerade was die Frage des Todes anging, der sie als von „Außen“ auferlegter Tod traf. Die Frage nach Tod und Leben, die sich für sie so zugespitzt stellte und der sie mit der ihr eigenen Indifferenz begegnete, stellt sich eigentlich für jedermann. Mein Tod, den ich persönlich voraussehe, verlangt Gewichtungen, die Unterscheidung von Wichtig und Unwichtig, Entscheidungen über Distanz und Nähe, die Verfügung über mein Lebensganzes. Auch wenn ich meinen persönlichen Tod nicht immer ausdrücklich vor Augen habe, so macht er diese Scheidungen doch zumindest plausibel. Die Indifferenz gewinnt gerade angesichts des unausweichlichen Todes an Kontur und Schärfe.

In *Etty Hillesums* Tagebuch ist das „Fleisch“ geworden, was *Ignatius* im *Prinzip und Fundament* theoretisch formuliert: „Wir sollen also nicht unsererseits mehr wollen: Gesundheit als Krankheit, Reichtum als Armut, Ehre als Ehrlosigkeit, langes Leben als kurzes (...)“ (EB 23). *Etty Hillesum* steht nicht in kühler Distanz zu Tod und Leben. Sie hält sich nicht heraus. Doch sie hat in ihrer gleichmütigen Schwebefreiheit gewonnen gegenüber Tod und Leben. Sie fürchtet weder den Tod, noch klebt sie am irdischen Leben. Diese innere Freiheit ist gegründet im Vertrauen auf den gütigen Gott: „Ich fühle mich in niemandes Klauen, ich fühle mich nur in Gottes Armen (...) Man wird mich möglicherweise körperlich zugrunde richten, aber mir weiter nichts anhaben können. Vielleicht werde ich der Verzweiflung anheimfallen und Entbehrungen erdulden müssen, die ich mir in meinen düsteren Phantasien nicht vorstellen kann. Und doch ist das alles belanglos, gemessen an dem Gefühl endloser Weite und Gottesvertrauen und innerer Erlebnisfähigkeit“¹⁵.

Die Indifferente erweist sich damit als mutig, bereit, allem zu begegnen, ohne sich vor dem „Zuviel“ zu fürchten. Weil Gott ihr ständiger Referenzpunkt ist, ihre Schwerkraft, ihr Halt, kann sie dem Abgründigen begegnen, ohne von ihm verschlungen zu werden. Die indifferente Offenheit und Freiheit hat auch ihren Preis. *Etty Hillesum* gab ihr Leben daran. Sie hat nicht den Tod gesucht, sich aber den Zumutungen der im Glauben als richtig erkannten Entscheidung gestellt. Vermutlich hat sie mit diesem Risiko erfüllter und freier gelebt als jemand, der sich einen undurchdringlichen Panzer zugelegt hat. Es mag angesichts ihres Lebensschicksals zynisch klingen, aber vielleicht darf man vorsichtig sagen, dass *Etty Hillesum* in ihrer gläubigen Indifferenz glücklich war. Sie könnte eine Figur sein, die im Glauben verstandene Indifferenz lebenspraktisch anschaulich und in ihrer unbekümmert-klarsichtigen Art als etwas Schönes, Gutes und Wahres plausibel macht.